

Die beiden wissen nicht, dass es diese Tante in Wirklichkeit gar nicht gibt. Außer Micah weiß das niemand.

Seit ich endlich volljährig bin – letzten Monat bin ich achtzehn geworden –, müsste ich vermutlich nicht mehr so vorsichtig sein. Aber alte Gewohnheiten legt man nur schwer ab.

»Ich guck auch in sein Schließfach«, sagt Sebastian.

»Gut«, sage ich. »Ihr übernehmt die sozialen Medien und die Schule, ich kümmerge mich um die Welt da draußen.« Dann kommt mir eine Idee. »Ich kann ja auch Flugblätter in meine Lyrikboxen legen. Da schauen viele Leute rein.«

Die Lyrikboxen – wie soll ich die erklären? Eine Art Briefkästen für Gedichte? Als meine Großmutter gestorben ist, konnte ich lange nicht aufhören zu weinen. Bestimmt wochenlang. Was mich damals am Leben hielt, zum Teil jedenfalls, das waren Gedichte, Gedichte von Ada Limon und Mary Oliver und Danez Smith und Yeats und Warsan Shire und Ocean Vuong und Hunderte andere. Gedichte, die von Furchtlosigkeit handeln, von Liebe und von Verlust. Ich hab sie mir laut vorgelesen, spätabends, wenn ich nicht einschlafen konnte. Dann habe ich angefangen, sie auswendig zu lernen, und irgendwann dachte ich, vielleicht gibt es da draußen noch andere, denen ständig nach Weinen zumute ist. Da ging das los mit den Lyrikboxen. Ich hab mich immer mehr reingekniet, und so wurde das Ganze zu einer Art Projekt. Micah und ich nennen es das Lyrikprojekt.

Bisher besteht es nur aus kleinen Holzkästchen, die ich selbst gebaut und im Süden von Minneapolis hier und da an Bäumen angebracht habe. Mit alten Scrabble-Buchstaben habe ich daran geschrieben:

GEDICHTE GRATIS!
BEDIENT EUCH!

Je mehr von diesen Kästen ich aufgehängt habe, umso weniger habe ich geweint. Inzwischen drucke ich meine Lieblingsgedichte in der Bibliothek aus, rolle sie auf und lege sie in die Kästen. Du würdest dich wundern, wie viele Leute Gedichte brauchen, zumindest wenn man danach geht, wie oft ich diese Kästen wieder auffüllen muss. Für mich ist das wie ein kleiner unbezahlter Teilzeitjob neben meinen anderen, bezahlten.

»Sollten wir vielleicht versuchen, irgendwelche Verwandten von Micah ausfindig zu machen, und sie kontaktieren?«, fragt Sebastian. »Für den unwahrscheinlichen Fall, dass sie weggezogen sind oder so?«

»Ihre einzigen Verwandten sind entfernte Cousins ihres Vaters, und die wohnen in Hongkong«, sage ich. »Micah hat sie nie kennengelernt. Seine Mutter war auch Einzelkind, und ihre Eltern sind noch vor Micahs Geburt gestorben. Da gibt's niemanden.«

Beide ziehen erstaunt die Augenbrauen hoch, so als wäre ein Mensch ohne Verwandte schwer vorstellbar. Vielleicht weil sie selbst jede Menge davon haben. Tanten und Onkel und Großeltern, Cousins und Cousinen, und alle leben in der Nähe, sodass es bei beiden an Feiertagen stets ein volles Haus gibt, mit viel Lärm und viel Essen. Micahs Familie ist ganz anders, und meine auch. Der einzige Mensch, den ich hatte, war meine Großmutter, und sie war anderen Menschen gegenüber immer misstrauisch. Auf der Hut. Und mir hat sie beigebracht, genauso zu sein. *Sei wachsam*, hat sie immer gesagt. *Wenn du willst, dass sich etwas ändert, dann kümmer dich selbst. Verlass dich nur auf dich selbst. Bitte niemanden um Hilfe.*

»Ses«, sagt Sebastian, »bist du wirklich sicher, dass« –, aber ich falle ihm ins Wort, bevor er seinen Satz beenden kann.

»Hört zu«, sage ich. »Die sind nicht weggezogen. Die sind entführt worden. Die stecken in irgendeinem Gebäude hier in Minneapolis mit einer Menge anderer Anhänger unter der Führung eines Verrückten.«

Die beiden starren mich groß an. Vielleicht war da was mit meiner Stimme. So laut ausgesprochen klingt es sogar für mich selbst verrückt, aber das ist es ja auch. Warum habe ich die Sache nicht ernster genommen? Warum habe ich Micah nicht gezwungen, sie ernster zu nehmen? Aber es war alles so lächerlich – eine Sekte? Ich meine, im Ernst –, doch manchmal fangen Dinge lächerlich an und werden mit der Zeit gefährlich. Jemand wie meine Großmutter hätte das von Anfang an gesehen. *Nimm dich in Acht, Mädchen*, hätte sie gesagt. *Sei vorsichtig.*

»Aber Micah hat schon auch dabei mitgemacht, oder? Jedenfalls erinnere ich mich nicht, dass er sich größere Sorgen gemacht hätte«, sagt Sebastian nach kurzer Pause. »Ich meine, er hat immer gelacht, wenn er davon erzählt hat, wie langweilig dieser Prophet ist und dass er bei den Vorträgen immer fast einschläft.«

Es sollte wohl so klingen, als wäre das alles nicht so schlimm, eher wie eine langweilige Unterrichtsstunde.

»Doch, er *hat* sich Sorgen gemacht«, sage ich. »Es ist ja schon gruselig, wenn deine Eltern sich plötzlich einer Sekte anschließen, das wollte er ein bisschen runterspielen.«

»Aber warum sollte er dann mitgehen?«

»Vielleicht hatte er keine Wahl. Oder er wollte ein Auge auf sie haben. Sie beschützen.«

»Das ist so verdreht«, sagt Inky. »Ich meine, unsere Eltern sollten doch uns beschützen, nicht andersrum.«

»Ja. Aber so läuft es nicht immer. Hört zu, könnt ihr mir einen Gefallen tun? Ich meine, jetzt gleich?«, sage ich, und beide nicken.

»Was du willst«, sagt Inky, und Sebastian sagt: »Natürlich. Was?«

»Kommt mit mir zu ihm nach Hause.«

Das kleine Haus von Micahs Familie ist leuchtend grün gestrichen und liegt am nördlichen Ende der schmalen Gasse zwischen der Garfield und der Harriet Avenue. Micah ist aufgewachsen mit dem Geräusch von Autos auf dem Weg zu oder von ihren Garagen. Den ganzen Tag lang und oft auch nachts ging das so. Mein Haus steht auch in so einer schmalen Gasse, und das Knirschen von Reifen im Schnee oder ihr Summen auf Asphalt sind Geräusche, die Micah und ich beide lieben. Genau wie den Winter. Manchmal, wenn wir allein sind, trage ich ihm ein Gedicht vor, das ich sehr mag. Es ist von Mike White und heißt »Alley in Winter«. Es handelt von der Schönheit einer Feuerleiter, die nach einem Brand von Eis überzogen ist. Das kommt davon, wenn man in einer Stadt wie Minneapolis lebt. Man lernt, eine andere Art von Schönheit zu sehen, eine Schönheit, die sich erst herausbildet, wenn etwas ganz Gewöhnliches wie zum Beispiel Wasser zu etwas ganz Erstaunlichem wird.

»Müssen wir einbrechen?«, fragt Sebastian, als wir vor der Haustür stehen.

Der Gedanke gefällt ihm, das merkt man. Schon dreht er den Kopf hin und her auf der Suche nach einem Kellerfenster, das er aufhebeln könnte. Vielleicht sieht er sich aber auch um, ob irgendwo Polizei zu sehen ist. Teenager + Schulschluss + verschlossene Türen + verdächtiges Verhalten = Polizei, möglicherweise jedenfalls. Doch ich schüttele den Kopf. Ich weiß, wo die Stones einen Schlüssel versteckt haben. Richtig, die Familie heißt *Stone* mit Nachnamen, und ihren Sohn haben sie Micah genannt. Keine Ahnung, ob sie damals wussten, dass Micah eine Steinart ist. Aber meine Großmutter hat mich schließlich auch Sesame genannt. Sie hat mir erzählt, dass sie von klein auf immer »Sesam, öffne dich!« gesagt hat, wenn sie sich wünschte, dass etwas Gutes geschah. Und mich zu adoptieren, das sei das Beste überhaupt gewesen, was ihr in diesem Leben geschehen sei.

Ich schüttele also den Kopf und mache mich gleich links neben den Eingangsstufen daran, mit den Händen im Schnee zu graben.

»Echt jetzt?«, sagt Inky, als ich den Dekostein ausgebuddelt habe und gerade vom Schnee befreie. »Da käme ja wohl jeder sofort darauf, dass da ein Schlüssel versteckt ist.«

Doch, wirklich, die Stones bewahren ihren Ersatzschlüssel in einem Dekostein auf, dazu noch einem von der Sorte, die total gefaked aussieht. Im Grunde passt das genau zu Micahs Eltern: Wenn sie nicht sehen, wie künstlich ihr künstlicher Stein ist, dann können sie auch einen falschen Propheten nicht von einem echten unterscheiden. Das heißt – gibt es überhaupt echte Propheten? Oder sind das alles bloß Leute, die sich selbst für klüger als andere halten?

Sebastian sieht enttäuscht aus. Vielleicht ist er gefrustet, weil wir nicht einbrechen müssen. Oder er denkt gerade dasselbe über den künstlichen Stein wie ich. Ich stecke den tiefgefrorenen Schlüssel ins Schloss und drehe ihn um, dann stoße ich die Tür weit auf. Still ist es im Haus, kalt und leer. Man spürt immer sofort, wenn ein Haus nicht bewohnt ist. Frag mich jetzt nicht, woher ich das weiß – das erzähl ich dir ein anderes Mal. Aber es ist so. Ich werfe einen Blick auf den Thermostat neben der Tür. Er steht auf zwölf Grad. Das macht man doch nur, wenn man weiß, dass man längere Zeit nicht nach Hause kommt. Das Wohnzimmer ist makellos sauber und aufgeräumt, so als würden Gäste erwartet.

In der Küche öffne ich den Kühlschrank. Alles darin trägt eindeutig Micahs Handschrift: durchsichtige Glasbehälter, beschriftet und mit Datum versehen: Spinatlasagne, Schälrippchen, Pound Cake, Hühnersuppe mit Nudeln, Kimchi und gegrillte Rote Bete. Es gibt kein Gericht, das Micah nicht zubereiten könnte. Er kocht für Menschen, die er liebt. Für seine Eltern. Für mich.

Der Anblick von Micahs Essen in einem Haus ohne Micah setzt etwas in mir in Bewegung. Zum einen etwas Neues – die Sorge um ihn –, aber auch etwas Altes – den Kummer über den Tod meiner Großmutter, die mir so fehlt. Sie hat auch immer für mich gekocht. Ich schließe den Kühlschrank und will gerade nach oben gehen, als mein Blick auf die Telefone fällt.

Drei kleine Telefone, Seite an Seite neben dem Toaster.

Das von seinem Dad in einer roten Hülle. Das von seiner Mom in einer blauen.

Micahs liegt in der silbernen, die ich ihm letztes Jahr zu Weihnachten geschenkt habe.

Sie sind also wirklich weg.

»Was?«, fragt Sebastian, als ich völlig entgeistert auf die Handys starre. »Was ist los?«

Dann sehen auch Inky und er die Telefone.

»Mist«, sagt Inky.

Mein Herz klopft wie wild, aber ich zwingen mich, nach oben zu gehen, und die beiden kommen hinter mir her. Im Bad hängen Handtücher zum Trocknen über der Duschstange, aber in den SpongeBob-Haltern fehlen die Bürsten. Am Beckenrand fehlt die Zahnpasta.

Ich denke kurz nach.

Der Ruf muss sie sehr plötzlich erreicht haben. Zu wenig Zeit, um Essensreste einzufrieren, aber genug, um die Zahnbürsten in eine Tasche zu stopfen. Genug Zeit, um die Handys auf den Küchentresen zu legen. Wir gehen wieder hinunter. Beim Anblick der drei Telefone, die ordentlich aufgereiht neben dem Toaster liegen, krampft sich mir

der Magen zusammen. Ich greife nach Micahs Handy. Es ist kalt, wie alles in diesem Haus, und ich berge es in meinen Händen. Es ist noch nicht tot. Ich öffne es mit seinem Passwort, das ich auswendig weiß, und klicke mich durch bis zu den Mitteilungen.

Die letzte stammt von mir: ok. Bis gleich **b**

Ich klicke mich weiter durch bis zur Anrufliste. Nichts.

E-Mails: Nur eine ungelesene, außerdem eine Massenmail von der Southwest High School mit Infos zu den bevorstehenden Winterferien.

»Glaubst du, der Typ, also dieser Prophet, hat sie gezwungen, ihre Handys hierzulassen?«, will Sebastian wissen.

»Natürlich, du Schlauberger«, sagt Inky. »Kein Mensch lässt sein Telefon einfach so liegen.«

Dann höre ich die Stimmen der beiden nur noch wie von ferne. Micah sitzt in der Falle, und er hat kein Telefon. Mein Herz rast noch immer. Der Gedanke macht mich wahnsinnig: Irgendwo da draußen ist Micah – und ich habe keine Ahnung, wo, und keine Möglichkeit, ihn zu erreichen. Panik. *Atmen*, rede ich mir gut zu, doch es hilft nichts. Dann fällt mein Blick auf die weiße Notiztafel hinten bei der Tür zum Garten. Auf dieser Tafel hinterlassen die Stones einander kurze Mitteilungen. Jetzt steht da nur eine Nachricht, mit schwarzem Marker in Micahs krakeliger Handschrift geschrieben.

Hello Kitty,

versuch bitte, mein GPS zu orten.

Vermutlich irgendwo in der Nähe.

Kuss

»Das ist von Micah«, sage ich und zeige auf die Tafel. Meine Stimme klingt ganz dünn. Gar nicht nach mir. Wann hat er das geschrieben? Haben sie ihm dabei zugesehen? »Eine Nachricht für mich.«

»Micah nennt dich Kitty?«, sagt Inky. »Seltsam.«

»Nein, das soll heißen, dass er sein Hello-Kitty-Notizbuch bei sich hat. Vong hat es ihm geschenkt. Und mit dem GPS meint er sicher, dass ich nach ihm suchen soll. Er hat gewusst, dass ich irgendwann herkommen und seine Nachricht finden würde.«

»Ganz schön kalt hier drin«, sagt Sebastian. »Fühlt sich wie verlassen an, das Haus.«

»Ist es ja auch, du Schlauberger«, sagt Inky. Geduld ist nicht gerade ihre Stärke.

»Sollten wir nicht die Nachbarn fragen, ob sie irgendetwas bemerkt haben?«

Aber ich kenne die Nachbarn nicht und überhaupt – so ein kleines Haus am Ende einer engen Gasse hat nicht dieselbe Art von Nachbarn wie eines, das mitten in einer kleinen Siedlung steht. Außerdem rede ich nicht gern mit Leuten, die ich nicht gut kenne. Das ist eine Lektion, die mir von meiner Großmutter geblieben ist.